

caritas

Einblicke 2014



Innovative Projekte der Caritas im Erzbistum Paderborn

Caritasverband
für das Erzbistum
Paderborn e.V.



Inhalt

Impressum

Einblicke 2014

Innovative Projekte der Caritas im Erzbistum Paderborn

Beilage zum Jahresbericht 2014
des Caritasverbandes für
das Erzbistum Paderborn e. V.

Redaktion

Jürgen Sauer, Markus Jonas;
Fachstelle Grundsatzfragen
und Öffentlichkeitsarbeit

Herausgeber

Caritasverband für das
Erzbistum Paderborn e. V.
Am Stadelhof 15
33098 Paderborn
Telefon 05251 209-0
www.caritas-paderborn.de

Realisation

Mues + Schrewe GmbH,
Warstein

Zum Titelbild

Bei der Einweihung eines
Spielplatzes neben einem
Flüchtlingsheim in Arnsberg-
Hüsten bot eine Firmgruppe
der Gemeinde den rund
30 Kindern der Flüchtlinge
Spiele und Aktionen an.
In der Schminkecke verlieh
die 15-jährige Elene
der neunjährigen Elmedina
buchstäblich Flügel.
Foto: Dräger

- | | | |
|--|-----------|---|
| Flüchtlingshilfe | 4 | Die richtigen Worte finden
Wie ein Sprachkurs Flüchtlingen in Barntrup den ersten Schritt in ein neues Leben erleichtert |
| | 6 | „Ein echter Glücksfall“
Novum für die Caritas: In Dortmund betreibt der Caritasverband eine Flüchtlingsunterkunft |
| | 10 | „Wir sind alle Geschwister“
Wie der Pastoralverbund Kamen-Kaiserau Flüchtlingen vielfältig hilft |
| | 12 | Gegenseitige Gastfreundschaft
Fonds des Erzbistums Paderborn finanziert Spielplatz neben Flüchtlingsheim |
| Migration | 16 | Hoffnung auf ein besseres Leben
Der Caritasverband Hagen unterstützt Migranten aus Bulgarien und Rumänien |
| Jahreskampagne
„Stadt – Land – Zukunft“ | 20 | Klönen, schmökern, schmausen
Die „Klönstube“ der Caritas-Konferenz in Ovenhausen lässt die kleiner werdende Dorfgemeinschaft enger zusammenrücken |
| | 22 | Zu Hause alt werden
In Olsberg werden passgenaue Dienstleistungen für ältere und unterstützungsbedürftige Menschen entwickelt |
| | 24 | Die helfenden Hände des SKM
Senioren helfen Senioren mit kleinen Reparaturen beim Projekt „ANTI ROST Dortmund“ |
| Krankenhäuser | 28 | Auf dem Weg zum Smart-Hospital
Neue Technologie erleichtert Patienten die Orientierung |
| Arbeitsmarkt | 30 | Kind und Karriere – eine doppelte Verantwortung
IN VIA Paderborn hilft alleinerziehenden Eltern bei der Suche nach einem passenden Ausbildungsplatz |
| Armut | 33 | Als Armutskundschafter vor Ort
Ehrenamtliche der Caritas-Konferenzen im Erzbistum Paderborn sind den Nöten der Menschen auf der Spur |

Ein Wort zuvor



Liebe Leserin, lieber Leser,

Krieg, Vertreibung, Flucht: Viele Flüchtlinge, die nach Deutschland kommen, haben Schlimmes erlebt, leiden unter traumatischen Erlebnissen und müssen sich zugleich in einem ihnen zumeist völlig fremden Land zurechtfinden. Ein gemeinsamer Kraftakt von Bund, Ländern, Gemeinden und der Zivilgesellschaft ist nötig, um diese Menschen angemessen aufzunehmen und unterzubringen. Dabei geht es zunächst auch um einen mitfühlenden Umgang mit Flüchtlingen.

Denn diese Menschen entfliehen oft der Hölle. Dabei wehren wir uns gegen eine Mentalität des Hin- und Herschiebens oder des bloßen Abfertigens der Betroffenen. Nötig ist eine Kultur des Willkommens, in der Flüchtlinge und Migranten zu einem selbstverständlichen Bestandteil des Alltags in unserer Gesellschaft werden. An dieser Kultur möchte auch das Erzbistum Paderborn mitwirken und hat deshalb im vergangenen Jahr eine Million Euro für entsprechende Projekte vor Ort zur Verfügung gestellt. Dieses Angebot trifft auf große Resonanz. Die vielen Anträge belegen, wie sich die Menschen in der Caritas, in Pfarreien und Pastoralverbänden des Erzbistums engagieren und die Flüchtlinge mit ihren existenziellen Nöten und Sorgen nicht alleinlassen wollen.

Der Hilfsfonds ermöglicht vielfältige ehrenamtliche Hilfe. Wie diese relativ einfachen Hilfen vor Ort dank vielfältigem ehrenamtlichem Engagement nachhaltige Wirkung entfalten können, zeigen wir in diesem Heft an mehreren Beispielen. Dass Menschen, die ihre Heimat verloren haben, sich bei uns und in unseren Gruppen und Gemeinden angenommen fühlen, sollte uns allen am Herzen liegen.

Im vorliegenden Band „Einblicke“, der zum fünften Mal als Beilage zum Jahresbericht „Akzente“ erscheint, nehmen wir damit wieder interessante und innovative Projekte in den Blick. Wir stellen Maßnahmen – nicht nur in der Flüchtlingshilfe – vor, die die caritative Arbeit weiterentwickeln, die auf konkrete Bedürfnisse reagieren und damit dem Anspruch des christlichen Menschenbildes Rechnung tragen. Angesichts der großen Vielfalt an Ideen und Engagement kann die Auswahl in diesem Heft natürlich nur ein kleiner Ausschnitt sein, der aber hoffentlich inspirierend wirken kann.

Josef Lüttig, Diözesan-Caritasdirektor

Die richtigen Worte finden

Wie ein Sprachkurs Flüchtlingen in Barntrop den ersten Schritt in ein neues Leben erleichtert

Das Pfarrheim ist gut gefüllt, das Frühstücksbuffet bereit. Der Pfarrgemeinderatsvorsitzende der Gemeinde St. Peter und Paul im lippischen Barntrop, Wolfgang Patzelt, begrüßt die Gäste, die aus aller Welt zusammengekommen sind. „Danke, dass ihr immer zum Unterricht kommt. Heute dürft ihr schlemmen.“ Ehrenamtliche der katholischen Gemeinde im lippischen Barntrop haben den Tisch bereitet. Rund 30 Flüchtlinge von drei Kontinenten sind gekommen, dazu einige Gemeindemitglieder. Eigentlich wäre heute Sprachunterricht angesagt. Doch weil Lehrer Helmut Nohse, gerade erst pensioniert, heute nur Zeit für eine kurze Stippvisite hat, gibt es stattdessen Frühstück. Von seinen neuen Schülern ist Nohse sehr angetan:

„Die wollen lernen und sind stolz, wenn sie was können.“ Im Vergleich zu seinen ehemaligen Schülern am Gymnasium seien sie „viel motivierter“.

Alles fing damit an, dass im vergangenen Jahr einige der Flüchtlinge an der sonntäglichen Messe in der kleinen Kirche St. Peter und Paul teilnahmen. Und weil die Katholiken in Barntrop kontaktfreudig sind und gern nach der Messe noch vor der Kirche zusammenstehen, suchte man das Gespräch. Doch schnell stellte sich heraus: Es fehlt an gemeinsamen Worten. Da reifte die Idee, einen eigenen Sprachkurs anzubieten, erzählt Pastor Wilfried Mikus. Zum ersten Treffen kamen gleich 32 Flüchtlinge. „Wir dachten, wir träumen“, erzählt Pastor





Mikus. Denn häufig scheitern Kurse an der mangelnden Verbindlichkeit. In Barntrup ist dem Kurs ein Sprachcafé vorgeschaltet, das die örtliche evangelische Gemeinde unterhält. Dort lernen die Flüchtlinge bereits erste Begriffe. „Wenn sie das durchhalten, kommen sie zu uns in den Sprachkurs“, erklärt Wolfgang Patzelt die gute ökumenische Zusammenarbeit. Und das funktioniert. „Die kommen in der Regel alle“, sagt Helmut Nohse stolz.

Der frisch pensionierte Gymnasiallehrer entwickelte aus vorhandenen Materialien einen eigenen Sprachkurs, erstellte Arbeitsblätter und schaffte Bücher an. Unterstützung erhält er von seiner Schwester Ingrid Schleufe. Das macht eine intensive Förderung möglich. Doch nicht nur Deutsch steht auf dem „Stundenplan“. „Die Teilnehmer sollen auch das allgemeine Leben kennenlernen“, betont Wolfgang Patzelt. Der Bürgermeister erklärt ihnen das

parlamentarische System Deutschlands, eine Hauswirtschaftsmeisterin erläutert, wie man einen Haushalt hygienisch einwandfrei führt, und eine Stadtbesichtigung sowie ein Besuch der Feuerwehr gehören auch zum Programm.

Von dem Kurs profitiert etwa Toni Offor. Der Nigerianer floh vor dem Terror der islamistischen Boko Haram im Norden seines Landes. Sein Onkel, bei dem er seit dem frühen Tod seines Vaters lebte, wurde bedroht, weil seine Frau vor der Hochzeit vom Islam zum Christentum konvertiert war. Er starb bei einem Bombenanschlag. Auf seiner Flucht blieb Toni Offor lange in Griechenland hängen. Doch „Greece is not good“, sagt er, will aber nicht ins Detail gehen. Für die Unterstützung der Gemeinde ist er dankbar, hilft, wo er kann. So unterstützt er Wolfgang Patzelt bei dessen weiterem Engagement für die örtliche Tafel.

Im Gottesdienst in der Osternacht hatten Toni Offor und einige andere Kursteilnehmer ihre erste Bewährungsprobe: Sie trugen Fürbitten und eine Lesung vor. „Die Gemeinde hat erst die Luft angehalten, ob das gut geht, war dann aber sehr beeindruckt“, schildert Pastor Mikus.

Von den Flüchtlingen hat jeder seine eigene Horror-Geschichte zu verarbeiten: So erzählt der koptische Christ Mina Halim, der aus seiner Heimat Ägypten floh, wie Islamisten 21 Kopten den Hals durchschnitten. Und der Jeside Shamdim Maisar aus dem Irak, wie er wegen seiner Religionszugehörigkeit in Bagdad im Gefängnis saß und von seinem Vater für 30.000 US-

Dollar freigekauft werden musste. Alle sorgen sich um ihre Familien, die nicht die strapaziöse Flucht durch mehrere Länder auf sich nehmen konnten.

Ein willkommener Nebeneffekt des Sprachkurses: Die Flüchtlinge aus verschiedensten Ländern, Kulturen und Religionen erhalten eine gemeinsame Sprache. „Sie sprechen jetzt auch miteinander. Da ist eine gute Gemeinschaft entstanden“, erzählt Wolfgang Patzelt. „Und sie können sich jetzt auch gegenseitig helfen.“

Markus Jonas

Links *Mit einem Sprachkurs und anderen Hilfen wollen der Pfarrgemeinderatsvorsitzende Wolfgang Patzelt (l.) und Lehrer Helmut Nohse (5. v. l.) Flüchtlinge im lippischen Barntrup unterstützen.*

Mitte *Helmut Nohse und seine Schwester Ingrid Schleufe zeigen bei einem Frühstück für die Flüchtlinge in Barntrup das selbst erstellte Unterrichtsmaterial, das sie im Sprachkurs verwenden.*

Rechts *Pastor Wilfried Mikus (2. v. l.) freut sich über sprachliche Fortschritte bei (v. l.) Toni Offor, Mina Halim und Shamdim Maisar.*
Fotos: Jonas

„Ein echter Glücksfall“

Novum für die Caritas: In Dortmund betreibt der Caritasverband eine Flüchtlingsunterkunft

Die östliche Innenstadt Dortmunds ist ruhig. Mietshäuser, manche von ihnen über 100 Jahre alt, bestimmen das Bild. Hektik sucht man in den Anwohnerstraßen vergeblich. Allenthalben stehen hohe Bäume: Solch ein Umfeld nennt man gemeinhin gepflegt. Neben einer alten Bäckerei bietet ein Weinhändler edle Tröpfchen an, ein typischer Ruhrpott-Kiosk ist fürs Lokalkolorit zuständig. Inmitten dieses gediegenen, bürgerlichen Umfeldes betreut die Caritas Dortmund im Übergangsheim Alte Hauptschule am Ostpark 120 Flüchtlinge aus aller Welt.

Nicht die Stadt betreibt das Heim, die Dortmunder Caritas trägt die Verantwortung auf Bitten der Verwaltung. „Flüchtlingsarbeit gehört zu den zentralen Aufgaben der Caritas“, findet Christoph Gehrman, Leiter der sozialen Fachberatung des Caritasverbandes vor Ort. „Und die Stadt Dortmund ist an ihren Kapazitätsgrenzen angelangt.“ Zwischen 50 und 70 Flüchtlinge muss die Ruhrgebietsmetropole jede Woche aufnehmen. Die Bezirksregierung Arnsberg verteilt sie auf die Kommunen, und Dortmund muss entsprechend seiner Größe Flüchtlinge aufnehmen. Ohne die Sozialverbände wäre Dortmund längst kaum noch in der Lage, diese Menschen angemessen zu betreuen.

Mit der alten Hauptschule hat die Caritas erstmals vor Ort die Leitung – und damit selbst die Verantwortung – für den Betrieb eines Übergangsheimes übernommen. Tiran Danielyan ist Leiter der Einrichtung, die zwischen Dezember 2014 und Januar 2015 im Schnelldurchgang aus dem Boden gestampft wurde und im Februar erste Flüchtlinge aufnahm. Ein bisschen stolz ist der Sozialpädagoge schon, wenn er bedenkt, wie wenig Zeit sie hatten und

wie viel sie in der Zeit erreicht haben. „Die Schule wurde 2014 geschlossen. Wir haben zwölf Räume zu Unterkünften umgebaut, wir haben eine gemeinsame Küche, die Kinder haben ein großes Spielzimmer; wir können altersspezifische Sprachkurse anbieten, nebenan sind zwei Grundschulen, mit denen wir zusammenarbeiten.“ Vor allem aber: „Wir haben eine große Unterstützung aus der Nachbarschaft.“

Natürlich, erklärt Christoph Gehrman, habe es anfangs Skepsis gegeben. Und Dortmund hat ein Rechtsextremismus-Problem. Aber: Im innerstädtischen bürgerlichen Osten fallen rechte Parolen weitestgehend auf unfruchtbaren Boden, und das ehrenamtliche Netzwerk von Helfern, immerhin um die 50 Freiwillige, setzt sich größtenteils aus Nachbarn zusam-





men. Möbelspenden, Hilfen bei Umzügen für Flüchtlinge, die in eigene Wohnungen ziehen, aber auch Dolmetscherdienste: Es sind viele Bereiche, in denen sich Nachbarn ehrenamtlich engagieren. „Die alte Schule ist ein echter Glücksfall für uns“, freut sich Tiran Danielyan.

Das macht es den Menschen vielleicht ein bisschen leichter, in Dortmund „anzukommen“. In der ehemaligen Schule leben Menschen unterschiedlichster Herkunft. Syrer, Iraker, Nordafrikaner, Menschen vom Balkan, Pakistaner, aber auch Armenier, Algerier, Marokkaner und Aserbaidschaner. Wenige kommen als Einzelpersonen, ein Fokus liegt hier auf Familien und ihren besonderen Bedürfnissen. Bei den Zimmerbelegungen werden Einzelperso-

nen nicht mit Familien zusammengelegt. Über allem steht eine Regel: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Darüber wird nicht diskutiert. Punkt.

Insgesamt zehn Personen arbeiten im Haus, vom Sozialarbeiter bis zum Hausmeister. Dazu kommen die Mitarbeiter eines Sicherheitsdienstes. Der Umgangston ist entspannt, selbst wenn es an der Sprache oft hapert und Dolmetscher eingesetzt werden müssen. Wie für Kemal. Er kommt zum Gespräch, um über seine Flucht zu berichten. Kemal ist nicht sein richtiger Name, wir einigen uns auf eine Anonymisierung. Aus Aleppo in Syrien stammt er. Er ist Kurde, Moslem, Syrer. „Ich war Besitzer eines Restaurants“, erzählt er und lächelt. Man spürt, für einen kurzen Moment

Links Die 2014 geschlossene Hauptschule am Ostpark nutzt der Caritasverband Dortmund als Übergangsheim für Flüchtlinge.

Rechts Christoph Gehrman (links) ist Leiter der sozialen Fachberatung der Caritas in Dortmund, Tiran Danielyan leitet das Übergangsheim im Osten der Dortmunder Innenstadt. Manchmal hilft Tiran Danielyan in der Küche aus, um ungezwungen mit den Menschen ins Gespräch zu kommen. Übrigens – nur damit keine falschen Eindrücke entstehen: Die Fenstergitter im Hintergrund sind ein Erbe aus Schulzeiten. Fotos: Lukas

erinnert er sich an die Zeit vor dem Krieg. „Als ich ein Kind war und mein Vater das Restaurant eröffnet hat, war Aleppo in einzelne Viertel aufgeteilt. In unserem Viertel lebten Kurden, in einem anderen Araber, in wieder einem anderen Christen.“ Doch es gab Veränderungen. „In den letzten friedlichen Jahren hatten wir viele christliche Stammkunden, es gab Austausch, wir haben gedacht, unser Land würde sich langsam, aber stetig zum Guten weiterentwickeln.“ Er übernahm das Restaurant des Vaters, heiratete, zwei Kinder wurden geboren – der Krieg begann. „Wir haben über zwei Jahre ausgehalten und gedacht, der Wahnsinn muss doch irgendwann enden, es kann doch niemand Krieg wollen!“ Freunde starben, von der Existenz blieben ein paar Trümmer. Dann gab es für den herzkranken Vater keine Medikamente mehr. „Unsere Kinder wurden nicht geimpft, das Gesundheitssystem ist vollkommen zusammengebrochen.“ Heute leben seine Frau, die Kinder und die Eltern im Osten Dortmunds, sie sind anerkannte Bürgerkriegsflüchtlinge, in Kürze werden sie eine eigene Wohnung in Dortmund beziehen. Für die Hilfe der Menschen, die ihn unterstützen, ist er dankbar. Aber er will auf eigenen Füßen stehen. „Ich lerne Deutsch, ich will für meine Familie alleine sorgen können.“ Und er hat einen Traum: „Irgendwann wieder ein Restaurant zu führen, hier in Dortmund.“ Auf seine Heimat angesprochen, macht sich Kemal keine Hoffnungen. Hass, religiöser Fanatismus. Selbst wenn die Waffen irgendwann schweigen sollten, wird man das, was kommt, kaum Frieden nennen können.

Wer wie Kemal und seine Familie vor kriegerischer Gewalt flieht, erhält in Deutschland Asyl. Unter den Bewohnern des Hauses sind aber auch Menschen vom Balkan oder aus Georgien und Armenien. Das sind keine Bürgerkriegsstaaten, dort herrscht Frieden. Und Menschen, für die es im Herkunftsland keine Gefahr für Leib und Leben durch Krieg oder politische Verfolgung gibt, werden in der Regel nach dem Asylverfahren abgeschoben. Ti-

ran Danielyan jedoch weiß, dass die Welt aus Grautönen besteht und die Realität oft anders aussieht. „Viele Staaten, die in Deutschland zu sicheren Herkunftsstaaten erklärt werden, verfügen weder über demokratische Strukturen noch eine zivilgesellschaftliche Tradition. Manche Staaten arbeiten daran, sich zu entwickeln, das sind ja Prozesse, die da stattfinden müssen, und wir können nicht von heute auf morgen erwarten, dass sie Musterdemokratien werden; es gibt aber auch in vielen Staaten korrupte Strukturen, in denen es sich zum Beispiel Provinzfürsten ganz bequem

gemacht haben, weil sie für Ruhe und Ordnung sorgen, und die ihre Macht hemmungslos ausspielen.“ Da ist etwa ein junger Kosovare, der von den Schlägern eines solchen Provinzfürsten aus seinem Haus vertrieben, enteignet und schwer misshandelt wurde. Obwohl der Kosovo nicht zum sicheren Herkunftsland erklärt wurde, ist





*Passt zur neuen Bestimmung
des Flüchtlingsheims:
eine von Schülern gemalte
Weltkarte in der ehemaligen
Hauptschule. Foto: Lukas*

der Anteil von Menschen aus dem Kosovo, die als Flüchtlinge anerkannt werden, sehr niedrig. Die Anerkennungsquote lag 2014 bei nur 1,1 Prozent.

Eine Aufgabe, die sich die Caritas in Dortmund stellt, besteht daher neben der Begleitung und Beratung im laufenden

Asylverfahren auch darin, zu ergründen, welche Beweggründe die Menschen zur Flucht getrieben haben. „In vielen Kulturen gilt es für die Frau als lebenslange Schande, vergewaltigt worden zu sein. Die Frauen, die geschlechtsspezifische Verfolgung erlitten haben, sind traumatisiert. Sie verschweigen oft aus Angst, Scham und Schuldgefühlen, was ihnen widerfahren ist. Die Angaben über solche Tatbestände sind aber für die Asylberechtigung relevant. Diese Frauen geben jedoch Gründe für ihre Flucht an, die für eine Anerkennung als Flüchtling in Deutschland nicht

ausreichen. Unsere Aufgabe ist unter anderem, für eine Atmosphäre der Wärme sowie der Empfänglichkeit zu sorgen und zu jedem einzelnen Menschen eine kultursensible Vertrauensbeziehung aufzubauen, damit diese Menschen sich uns öffnen“, erklärt Tiran Danielyan.

Er arbeitet schon lange im Fachdienst für Integration und Migration der Caritas: Es ist jedoch ein Unterschied, ob man von einer Caritas-Dienststelle aus für eine Kommune eine „Dienstleistung“ erbringt oder selbst für die Leitung eines Übergangsheimes die Verantwortung trägt, vor allem, da es in NRW keine für alle verbindlichen Standards für die Aufnahme und Unterbringung in kommunalen Gemeinschaftsunterkünften gibt. Jede Kommune legt selbst die Standards für Aufnahme und Unterbringung fest.

Die Caritas in Dortmund musste sich das Know-how zum Betreiben der Flüchtlingsunterkunft in wenigen Monaten selbst erarbeiten und legte dabei auch selbst einige Standards fest, die die Stadt Dortmund dann akzeptiert hat. Dabei ist der Ausgangspunkt der Mensch – sowie die Bedarfslagen, die er mit sich bringt. „Manchmal helfe ich in der Küche aus“, erzählt Tiran Danielyan mit einem Schmunzeln. „Es ist der Ort, wo alle zusammenkommen und wo sich die Menschen am ungewolltesten geben. Die Küche ist ein Eisbrecher.“ So etwas bekommt man nicht beigebracht, und doch sind es genau diese „Kleinigkeiten“, die die Arbeit oft weit voranbringen.

Christian Lukas

Weitere Infos

www.am-ostpark.de



Auf engem Raum: Pastor Meinolf Wacker (Mitte) besucht in der Flüchtlingsunterkunft zwei Asylbewerber aus Sri Lanka. Foto: Bodin

„Wir sind alle Geschwister“

Wie der Pastoralverbund Kamen-Kaiserau Flüchtlingen vielfältig hilft

Im September 2014 hat Erzbischof Hans-Josef Becker aus den Mitteln des Katastrophenfonds des Erzbistums Paderborn eine Million Euro bereitgestellt. Mit dem Geld sollen die Aufnahme und Betreuung von Flüchtlingen in den Gemeinden unterstützt werden. Hilfen, wie sie beispielsweise im Pastoralverbund Kamen-Kaiserau aktuell umgesetzt werden. Dort

hat Pastor Meinolf Wacker seit einigen Jahren ein Netzwerk engagierter Ehrenamtlicher aufgebaut.

Als der frühere Rektor des Jugendhauses Hardehausen 2008 Pastor in Kamen wurde, hatte er kaum Kontakt zu Flüchtlingen. Allerdings lagen die Unterkünfte für Asylbewerber in der Siedlung „Mau-



segatt“ nicht weit von seiner Haustür entfernt. Drei Häuser, in denen Menschen vieler verschiedener Nationalitäten mit dramatischen Fluchterlebnissen einer oft ungewissen Zukunft entgegensehen. Die Räume sind klein und stickig. Nicht selten müssen sich Familien auf engstem Raum ein Zimmer teilen. Meinolf Wacker fiel sofort das Jesus-Wort ein: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40).

Meinolf Wacker begann damit, effektive Hilfen zu organisieren, ein Netzwerk aufzubauen und vor allem für Begegnungen mit den Flüchtlingen zu sorgen. „Du kannst nicht von Gemeinschaft reden,

wenn du sie selber nicht lebst“, betont er. Von seinem Engagement ließen sich andere anstecken – in der Pfarrei und darüber hinaus. „EnTra“ entstand, der „Engagierten-Treff-Asyl“ mit heute fast 30 Ehrenamtlichen. Sie helfen, wo die staatlichen Hilfen Lücken lassen, besonders auch dort, wo menschliche Unterstützung gefragt ist.

Jeden Donnerstagvormittag bieten Ehrenamtliche in der Unterkunft der Asylbewerber eine Sprechstunde an. Sie erklären behördliche Briefe und helfen bei Behördengängen oder Arztbesuchen. Andere bieten Handarbeitsabende an, organisieren Ausflüge und Sprachkurse. Es gibt Hilfe bei der Suche nach gebrauchten Kleidern und Möbeln sowie beim Umzug, wenn anerkannte Asylbewerber die Unterkunft verlassen können. Ein pensionierter Lehrer gibt Deutschunterricht, eine Frauenärztin berät Mütter und Schwangere.

Mit der finanziellen Unterstützung des Erzbistums Paderborn konnten weitere notwendige Hilfen ermöglicht werden. Dazu zählen unter anderem ein psychologisches Gutachten für zwei Folteropfer aus Sri Lanka und der Platz in einem Integrationskurs für einen Mann aus Eritrea, der als noch nicht anerkannter Asylbewerber sonst darauf keinen Anspruch hat.

„Lass uns Deutsch sprechen“, sagt der 34-Jährige stolz, als ihn Meinolf Wacker besucht. Seit zwei Jahren ist das Smartphone die einzige Möglichkeit, mit seiner Frau und seinen drei Kindern Kontakt zu halten. Bei der Flucht aus Eritrea musste seine Frau mit den Kindern im Sudan zurückbleiben. Auf den gesendeten Fotos verfolgt er, wie sein jüngster Sohn heranwächst. Sechs Jahre war er in der Armee Eritreas, und man habe ihn zwingen wollen, noch länger Militärdienst zu leisten, erzählt er. Über den Sudan, schließlich Libyen und das Mittelmeer kam er nach Europa. Fast zwei Jahre wartet er nun schon auf eine Entscheidung über seinen Asylantrag. Eine Zeit, in der er ohne Arbeitsmöglichkeit bisher weitgehend zum

Nichtstun verdammt war. Im Integrationskurs lernt er nun nicht nur die Sprache, sondern auch vieles weitere, was für ein Leben in Deutschland wichtig ist. Der Tag hat mehr Struktur als vorher.

Ein Sprachkurs hilft auch zwei Brüdern aus Albanien. Weil sie sich nicht den Gesetzen des Kanun, der in Albanien noch immer verbreiteten Blutrache, unterwerfen wollten, flohen sie aus dem Balkanland. Nachdem ein Onkel aus ihrer Familie getötet wurde, stieg der Druck auf die Brüder. Doch die beiden katholischen Christen wollten nicht zu Mördern werden und „Blut mit Blut vergelten“. So fühlen sie sich nun verfolgt – von der eigenen Familie und den mutmaßlichen Mördern ihres Onkels. Die Chancen, deshalb in Deutschland Asyl zu erhalten, stehen jedoch schlecht.

Für einen pakistanischen Jugendlichen, der mit seiner Mutter und seiner jüngeren Schwester erst vor den Taliban und dann vor der Verfolgung durch Familienangehörige geflohen ist, hat Meinolf Wacker seine alte Gitarre mit neuen Saiten bezogen. Er schenkt sie ihm und erhält dafür ein glückliches Lächeln und das Versprechen, regelmäßig mit dem Instrument zu üben.

Meinolf Wacker möchte nicht nur helfen, wo die Not groß ist, er möchte die Flüchtlinge auch aus ihrer Isolation herausholen. So beteiligte er zwei Tamilen am Dreikönigssingen. Über Patenschaften werden darüber hinaus persönliche Kontakte gefördert. Wenn im Sommer die internationale Jugendbegegnung „go4peace“ mit Jugendlichen aus bis zu 20 europäischen Nationen und den USA im Pastoralverbund Kamen-Kaiserau stattfindet, sollen die Flüchtlinge selbstverständlich dabei sein. Dann könne einmal mehr deutlich werden: „Wir sind alle Geschwister.“

Michael Bodin

Gegenseitige Gastfreundschaft

Fonds des Erzbistums Paderborn finanziert Spielplatz neben Flüchtlingsheim

Gastfreundschaft! Für die Bewohner des Flüchtlingswohnheims am Berliner Platz in Arnberg-Hüsten hat dieser Begriff jetzt eine doppelte Bedeutung. Die Familien mit ihren Kindern, die Alleinstehenden, sie haben hier nicht nur nach teilweise langen und gefährlichen Fluchtwegen eine sichere Unterkunft gefunden. Sie können nun ihrerseits auch Gastfreundschaft denen erweisen, die sie besuchen wollen.

Möglich macht das die neue Spiel- und Kommunikationsfläche vor dem Haus, die dank der Initiative der katholischen Kirchengemeinden Heilig Geist und St. Petri in Hüsten innerhalb von zwei Monaten realisiert wurde. Mit 21.600 Euro trug der Flüchtlingsfonds des Erzbistums Paderborn 90 Prozent der Herstellungskosten, die verbleibenden 2.400 Euro kamen mithilfe von Spendern und Sponsoren zusammen. Die Mitarbeiter des Garten- und Friedhofsamts der Stadt Arnberg machten aus der bislang unansehnlichen



Brachfläche eine schicke „Landschaft“ mit sechs Schaukeln, mit Wipptieren und drei Sitzcken. „Jetzt können etwa die Kinder ihre Schulkameraden zu sich nach Hause einladen“, erläutert Alfred Hilbig vom Kirchenvorstand St. Petri, warum die neue Kommunikationsfläche so wichtig ist. In der 1993 erbauten Unterkunft leben bis zu 100 Menschen, darunter 30 Kinder, auf engstem Raum. Sie leben in der Ungewissheit, ob ihnen die Aufenthaltsgenehmigung erteilt wird. Auf dem Weg dahin werden sie u. a. von zwei Beraterinnen begleitet. „Wir arbeiten uns hier dumm und dusselig“, beschreiben Shahin Kiumarssi und Gabi Röhrig in schöner Deutlichkeit



Links oben *Shahin Kiumarssi und Gabi Röhrig von der Flüchtlingshilfe Arnsberg*

Links unten *Für das leibliche Wohl sorgen gemeinsam Bewohner des Flüchtlingsheims und die Gemeindeteams aus Heilig Geist und St. Petri, Hüsten.*

Mitte *Dr. Norbert Albersmeier (l., Vorsitzender Pfarrgemeinderat) und Kirchenvorstand Alfred Hilbig (2. v. r., beide St. Petri, Hüsten) überreichen als Gastgeschenk eine Gartenbank an Asma Ahmad Sahli und Saleh Idires als Vertreter der Bewohnerschaft. Auch Shahin Kiumarssi von der Flüchtlingshilfe Arnsberg (Mitte) packte mit an.*

Rechts *Jana (2) testet den neuen Spielplatz und kommt mit Vaters Unterstützung hoch hinaus. Fotos: Dräger*

ihre Arbeit im Auftrag der Flüchtlingshilfe Arnsberg, den Asylsuchenden den Weg zu erleichtern. Dass von denen kaum einer Lust hat, Außenstehende in die neue Unterkunft einzuladen, verwundert nicht. „Familien leben hier auf engstem Raum, alleinstehende Männer verschiedener Nationen müssen sich zu dritt ein Zimmer teilen“, erklärt Gabi Röhrig. Aus ihrer knappen Arm- und Beinbewegung lässt sich erahnen, wie klein die Räume sind. Und wie groß die Freude, dass jetzt im Garten neue Aufenthaltsmöglichkeiten geschaffen wurden: „Damit ist es schon besser geworden.“

Offiziell eingeweiht wurde die Spiel- und Kommunikationsfläche in einer Feier am Pfingstsonntag 2015, mitgestaltet von einer Gruppe von Firmlingen, die im Rahmen der Projektreihe „Praktisch Christ“ Aktionen für und mit Kindern anbieten. Die Möglichkeit der gegenseitigen Gastfreundschaft

sprach dabei Dr. Norbert Albersmeier an, Vorsitzender des Pfarrgemeinderats St. Petri, als er die Gäste begrüßte: „Die Asylbewerber haben uns heute eingeladen, und wir folgen ihrer Einladung gern.“ Und weil es üblich ist, ein Gastgeschenk mitzubringen, hat er eine Gartenbank dabei. „Sitzmöglichkeiten kann es gar nicht genug geben, um in Kontakt zu kommen.“ Der Spielplatz sei auch Ausdruck einer neuen Hoffnung und neuer Möglichkeiten, die dieser eröffne. „Wir wollen erreichen, dass die Kinder Gelegenheit zum Spiel draußen haben, dass sie auch ihre Freunde aus der Schule zu sich einladen können.“ Auch den erwachsenen Bewohnern, die auf ihrer Flucht teils schreckliche Erlebnisse gemacht hätten, solle der Platz helfen, wieder am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Diesem Wunsch schloss sich auch Pfarrer Dietmar Röttger an, der den neuen Platz segnete: „Wir wollen unsere Leben mit-





einander teilen und hier auch die Freude am Leben erfahren.“ Für das leibliche Wohl bei der Einweihung sorgten gemeinsam Bewohner des Flüchtlingsheims und die Gemeindeteams aus Heilig Geist und St. Petri, Hüsten.

Die Idee, dem Flüchtlingsheim einen Platz zum Spiel und zur Kommunikation anzufügen, war bei einem Familienpicknick entstanden, zu dem die Gemeindeteams von Heilig Geist und St. Petri Gemeindemitglieder und Asylbewerber eingeladen hatten. Mit ihrem Einsatz verbinden die Organisatoren auch die Erwartung, „dass wir Jugendliche erreichen, die hierherkommen und sich einbringen“.

Gabriele Dräger

Oben *Inmitten der Kinder erteilte Pfarrer Dietmar Röttger der neuen Spiel- und Kommunikationsfläche den kirchlichen Segen.*

Unten *Die neue Schaukelanlage war schon am Einweihungstag ständig in Betrieb. Fotos: Dräger*

Hoffnung auf ein besseres Leben

Der Caritasverband Hagen unterstützt Migranten aus Bulgarien und Rumänien

Sie lächelt zaghaft, scheu. „Es wird ein Junge“, sagt Narcisa leise. Wieder ein Junge, meint man ihrer Mimik abzulesen. Drei Söhne und eine Tochter haben die 30-Jährige und ihr Mann. Ein Junge, für den doch alles anders werden wird als für seine Geschwister. Hoffen seine Eltern. Die rumänische Familie ist seit drei Wochen in Hagen. Sie hat ihre Heimat verlassen, hat Kultur, Tradition, Vertrautes abgestreift und ist aufgebrochen in ein neues Land. Das fünfte Kind – es soll in Deutschland zur Welt kommen und hier auf Dauer leben.

Das Ziel von Familie Moldoveanu: Hagen in Westfalen. Hier leben bereits Familienmitglieder, hier sind wenigstens die Gesichter vertraut – auch wenn sonst alles neu, alles anders ist. Da ist die Sprache, diese so schwierige Sprache. Da sind viele Ämter, Behörden, Vorschriften. Und da ist vor allem die Ungewissheit: „Werden wir es schaffen?“

Das wissen auch Aurora Bauernfeind und Susanne Kaiser nicht. Die Mitarbeiterinnen des Caritasverbandes in Hagen betreuen das Projekt der Integrationsagentur „Willkommen in Hagen“. Die Informationsveranstaltungen für Zugewanderte aus Bulgarien und Rumänien begleiteten die Neubürger bei ihren ersten Schritten im fremden Land, das doch sobald Heimat werden soll. Aurora Bauernfeind bringt dabei ein unschätzbare Gut mit: Sie ist Rumänin, mit einem Deutschen verheiratet – und hebt jede Sprachbarriere auf. „Die Menschen sind froh, wenn sie merken, dass sie verstanden werden“, beobachtet die junge Frau, die in ihrer Heimat Gymnasiallehrerin war. Jetzt engagiert sie sich in der Begleitung ihrer Landsleute – und kann ihnen dabei auf Augenhöhe begegnen. „Ich verstehe viele Verhaltensweisen“, sagt Frau Bauernfeind. „Auch mir fehlte zu Anfang in Deutschland das Selbstbewusstsein, mich alleine zu bewegen. Alleine mit dem Zug zu fahren, den Bus zu benutzen. Man versteht das System nicht, die Sprache nicht.“

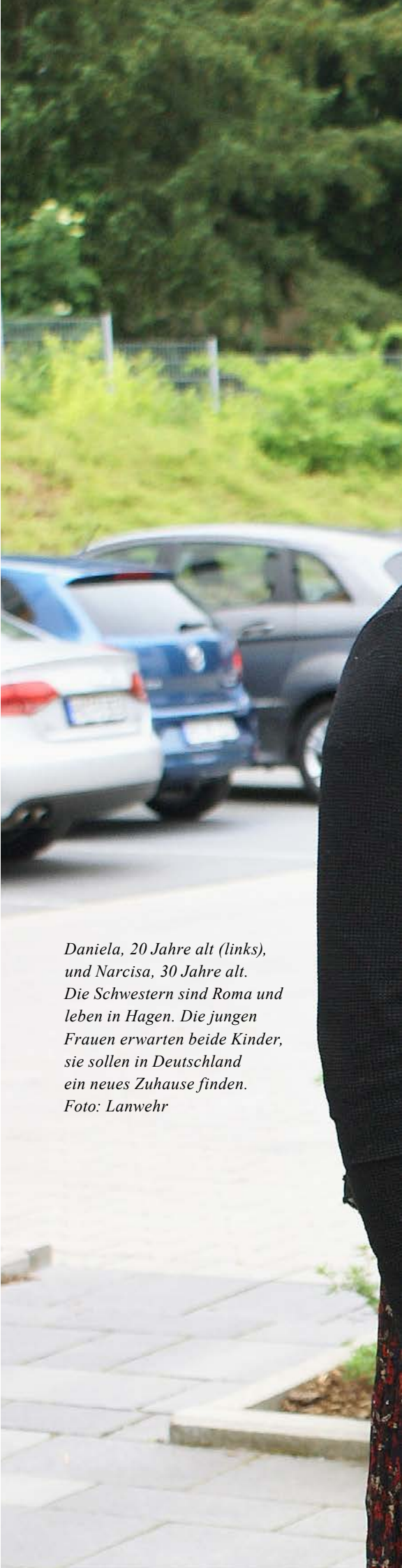
So scheint ihre Geduld unendlich, wenn Beratungstermine nicht eingehalten werden, weil die Menschen den Weg nicht finden oder sich nicht trauen, ihn anzutreten, wenn Beratungstermine nicht pünktlich beginnen, weil Pünktlichkeit nicht überall eine bekannte Tugend ist. „Das ist unsere Mentalität“, sagt sie mit nicht enden wollendem Verständnis.

An diesem Nachmittag aber ist die große Cafeteria des Caritasverbandes schon vor der Zeit gut besucht. Menschen jeden Alters sitzen hier. In kleinen Gruppen, für sich, untereinander wird kaum geredet. Aktenordner liegen vor ihnen auf den Tischen, Briefe, Papiere. Die Stimmung ist ein wenig angespannt, vibrierend.

„Willkommen in Hagen“ ist Aussage und Programm zugleich: „Wir heißen die Zuwanderer im wahrsten Sinne des Wortes willkommen“, erklärt Susanne Kaiser. „Es geht um formale Abläufe. Wo müssen sie sich melden, wie beantragt man Kindergeld, welche Voraussetzungen brauchen sie, um staatliche Unterstützung zu bekommen?“

Viele Fragen werden in den Sprechstunden beantwortet, im Gesamtpaket gibt es sie in den regelmäßig stattfindenden Willkommens-Veranstaltungen. Diese stehen jeweils unter einem Thema. An diesem Nachmittag geht es um Gesundheit. Die Referentin ist eine Kosmopolitin, die weiß, wovon sie spricht, da sie vor knapp 20 Jahren selbst neu angefangen hat in Deutschland: Kayi Schlücker ist unter anderem Gesundheitsmediatorin. Die Frau aus Togo bringt mit einfachen, klaren Worten die Sache auf den Punkt: „Migration erhöht das Risiko, krank zu werden. Ist das so?“, fragt sie in die Runde. Zaghaft wird genickt, hier und da erscheint eine erhobene Hand als Zeichen der Zustimmung. „Sehen Sie, es stimmt“, sagt sie. „Und dann muss man wissen, wie man wieder gesund wird. Denn Deutschland hat ein Gesundheitssystem.“

Fortan erklärt sie das Prinzip der gesetzlichen Krankenversicherung, erläutert die



*Daniela, 20 Jahre alt (links), und Narcisa, 30 Jahre alt. Die Schwestern sind Roma und leben in Hagen. Die jungen Frauen erwarten beide Kinder, sie sollen in Deutschland ein neues Zuhause finden.
Foto: Lanwehr*



Untersuchungsmöglichkeiten, die Wichtigkeit von Vorsorge und wie man sich beim Arzt verhält. Wie man überhaupt einen findet.

Die Themenbereiche, die von „Willkommen in Hagen“ abgedeckt werden, ergeben sich aus den Rückmeldungen der Zuwanderer selbst – sie teilen mit, wenn Informationen fehlen. So geht es in den Veranstaltungen mal um Gesundheit, mal um Arbeit oder gar Arbeitsausbeutung, mal um Spracherwerb, mal um Unterstützungsmöglichkeiten für Familien.

Manchmal ergeben sich auch zusätzliche Angebote aus den ermittelten Bedarfen. Und das Projekt macht Lobbyarbeit, um auch auf kommunaler Ebene auf die Strukturen aufmerksam zu machen, die eine Integration der Neuzuwanderer erschweren.

Der Caritasverband ist in Hagen die einzige Anlaufstelle für Rumänen und Bulgaren. Anspruch auf Sprachkurse haben sie nicht, da sie keine Asylbewerber sind. Und doch ist auch für sie die Sprache der Schlüssel zu Integration. „Kürzlich haben wir einen Sprachkurs initiiert, an dem auch diese Zuwanderer teilnehmen können“, berichtet Aurora Bauernfeind von Bemühungen, die Früchte tragen. Mit Sprachkenntnissen wird es leichter, eine Arbeit zu finden. Hierzu beraten Mitarbeiter der Arbeitsagentur, die ebenso zum Caritasverband kommen, da hier mit Frau Bauernfeind direkt eine Übersetzerin vorhanden ist.

Mit einem Minijob hat die Familie Anspruch auf staatliche Leistungen – neben dem Kindergeld, das jedem Zuwanderer zusteht. „Aber auch das muss beantragt werden. Wie soll das gehen, wenn man kein Formular versteht?“, fragt Frau Bauernfeind.

„Wir brauchen eine Willkommens-Kultur“, betont Susanne Kaiser die Wichtigkeit des Angebots, das Ende des Jahres zu ihrem großen Bedauern ausläuft. „Vor allem den Menschen aus Rumänien und Bulgarien gegenüber, da ihnen oft der Generalverdacht des Betrugers unterstellt wird.“

Narcisa kann das nicht feststellen. „In Rumänien wurden wir diskriminiert, weil wir Roma sind“, erzählt sie. „Das ist mir hier noch nicht passiert.“ Und, ja, sie fühle sich willkommen geheißen. Auch weil sie zum Caritasverband kommen könne, weil es Mitarbeiterinnen wie Frau Bauernfeind und Frau Kaiser gebe, die ihr helfen.

Drei Wochen also sind sie nun da, und schon jetzt muss Narcisa zugeben: „Eigentlich sind unsere Ersparnisse aufgebraucht.“ Sagt es mit leiser Stimme, aber nicht hoffnungslos. Denn ohne Hoffnung wäre sie verloren. Und mit ihr ihre Kinder. „Wir machen es nur für die Kinder. Sie brauchen eine Zukunft. Die haben sie in Rumänien nicht.“

Estera, 13 Jahre alt, Jonathan, 10, Teofil Samuel, 8, und Abel, 7, gehen bereits in Hagen in die Schule. Die Sprache? „Sie verstehen jeden Tag mehr.“ Und wie geht es ihnen, fern von Freunden und Vertrautem? „Sie sind glücklich“, sagt Narcisa mit einem Lächeln, und es lässt ihr Gesicht strahlen, belegt, dass diese junge Mutter eine Mutter wie jede andere auf der Welt ist: Für ihre Kinder nimmt sie alles auf sich. Für ihre Kinder verliert sie nie die Hoffnung. Willkommen in Hagen.

Christine Lanwehr

*Aurora Bauernfeind begleitet das Projekt „Willkommen in Hagen“. Die Caritas-Mitarbeiterin ist mit einem Deutschen verheiratet und spricht Rumänisch und Deutsch.
Foto: Lanwehr*





und sie öffnen dich



Klönen, schmökern, schmausen

Die „Klönstube“ der Caritas-Konferenz in Ovenhausen lässt die kleiner werdende Dorfgemeinschaft enger zusammenrücken

Nach außen scheint das ehemalige Bundesgolddorf Ovenhausen im Kreis Höxter wenig von seinem Glanz verloren zu haben. Doch der Schein der gepflegten Straßenansichten trügt. Kein Landkreis in NRW ist stärker vom demografischen Wandel betroffen als die Region

zwischen Weser und Egge. Das spürt auch die Ortschaft Ovenhausen. Von 1998 bis 2011 ist die Bevölkerung um 9,5 Prozent auf aktuell 1 200 Einwohner zurückgegangen, die Geburtenrate liegt zehn Prozent unter dem Bundesdurchschnitt, die Grundschule ist bereits geschlossen, viele

Häuser sind von Leerstand bedroht. Aber es gibt eine lebendige Ortsgemeinschaft, die ganz im Sinne der aktuellen Caritas-Jahreskampagne 2015 „Stadt – Land – Zukunft“ den Wandel aktiv mitgestaltet und sich für die Lebensqualität in Ovenhausen einsetzt.



Als echte Erfolgsstory hat sich die mittwochnachmittags geöffnete „Klönstube“ der Caritas-Konferenz erwiesen. Miteinander zwanglos plaudern, eben klönen, ist das Ziel des Treffpunkts, der vor einem Jahr zu Ostern 2014 gestartet ist. „Seither ist die Klönstube noch nicht ein einziges Mal ausgefallen“, erzählt die Initiatorin Elfriede Jaklin (73). In der leer stehenden Wohnung des Pfarrhauses haben sie und ihre Mitstreiterin Maria Welling (61) ein kleines Wohnzimmercafé mit gemütlichem Flair eingerichtet. An der hinteren Wand steht ein großes Bücherregal mit einem

umfangreichen Leseangebot. „Wer will, kann nach Herzenslust schmökern, ein angefangenes Buch mit nach Hause nehmen und beim nächsten Mal wieder mitbringen. Wir haben auch viele Spiele, damit auch Kinder mitgebracht werden können“, erklärt Maria Welling. An den beiden Kaffeetischen hat etwa ein Dutzend Besucher Platz. „Es waren auch schon 20 Leute da, auch das geht, wenn man ein bisschen zusammenrückt“, sagt Elfriede Jaklin. Vor allem die älteren Leute aus dem Dorf, aber auch Jakobspilger und Radwanderer kehren in der Klönstube ein. Denn: Ovenhau-

sen liegt am westfälischen Jakobsweg und am Fernradweg R1. In der Klönstube bekommt man sogar einen Pilgerstempel.

Durch die Klönstube wird das 1930 erbaute Pfarrhaus mitten im Ort immer mehr zu einem Treff für die gesamte Dorfgemeinschaft. „Mit der katholischen Kirchengemeinde Maria Salome gestalten wir gerade eine Gartenterrasse, damit die Klönstuben-Besucher im Sommer auch gemütlich draußen sitzen können, und eine Boulebahn wird es auch geben“, berichtet Martina Voss (52), Teamleiterin der Caritas-Konferenz.

Wenn die Klönstube mittwochs von 15 bis 18 Uhr öffnet, gibt es auch Gelegenheit zum Schmausen: Elfriede Jaklin und Maria Welling bieten selbst gebackenen Kuchen und frischen, von Hand gebrühten Kaffee an. „Zehn Besucher sind immer da, ein Kuchen allein wäre da zu wenig.“ Die Tasse Kaffee kostet 50 Cent und ein Stück einfacher Kuchen ebenfalls. „Den Erlös stecken wir wieder vollständig in das Projekt, denn zum Glück können wir die Räume unentgeltlich nutzen, und auch die Energiekosten werden von der Kirchengemeinde getragen“, erklärt Elfriede Jaklin. Gut 3.500 Euro haben die Caritasfrauen in die Klönstube investiert. Mit 1.450 Euro hat die CaritasStiftung für das Erzbistum Paderborn das Projekt unterstützt.

Als weiteres Projekt veranstaltet die 1983 gegründete Caritas-Konferenz einmal in der Woche nach der Sonntagsmesse einen „Klönshoppen“ mit Kaffee und Kaltgetränken, um den sich die Caritas-Konferenz-Mitarbeiterin Christa Meyer kümmert. „Auch kleine Versammlungen und Kulturveranstaltungen können in der Klönstube stattfinden“, berichtet Martina Voss. Angebote zur Begegnung, die die kleiner werdende Dorfgemeinschaft zusammenrücken lassen.

Burkhard Battran

Betreiben eine „Klönstube“ im ländlichen Ovenhausen: Elfriede Jaklin (vorn) und Maria Welling (hinten). Foto: Battran



Zu Hause alt werden

In Olsberg werden passgenaue Dienstleistungen für ältere und unterstützungsbedürftige Menschen entwickelt

Zu Hause alt werden – das ist der Wunsch der meisten Menschen in unserer immer älter werdenden Gesellschaft. Doch um dem gerecht werden zu können, fehlen im Hochsauerlandkreis noch Dienstleistungen und Unterstützungsangebote. Zu diesem Ergebnis kommt das Projekt „ambulant vor stationär“ des Hochsauerlandkreises: Mehr ältere, pflege- und unterstützungsbedürftige Menschen könnten zu Hause wohnen, wenn flächendeckend ausreichend Angebote vorhanden wären, die sich an den Bedürfnissen der Menschen orientieren.

Hier setzt das neue Projekt „BoDO“ an. Die Abkürzung steht für „Bedarfsorientierte Dienstleistungen Olsberg“. Dabei geht es um passgenaue Dienstleistungen für ältere und unterstützungsbedürftige Menschen. Das Josefsheim Bigge, die Stadt Olsberg, der Caritasverband Brilon und der Hochsauerlandkreis arbeiten dabei zusammen.

„Ziel ist es, die Lebensqualität der Menschen zu erhöhen und die Möglichkeiten zu verbessern, im gewohnten Umfeld alt zu werden“, erläutert Kerstin Leiße, Projektleiterin im Josefsheim. „BoDO“ wird im Rahmen des Projektes „ambulant vor stationär“ vom Hochsauerlandkreis finanziell unterstützt.

Um die Wünsche und Bedarfe älterer, pflege- und unterstützungsbedürftiger Menschen und ihrer Angehörigen zu ermitteln, hat das Gerontologische Institut der Technischen Universität Dortmund zwei Fragebögen entwickelt: einen für die älteren Menschen und einen für unterstützende Angehörige. Das Projektteam hofft, dass sich in der Olsberger Kernstadt und den Dörfern möglichst viele unterstützungsbedürftige Menschen und ihre Angehörigen an der Befragung beteiligen. Bis Ende Juni konnten die Fragebögen ausgefüllt werden.

Die Fragebögen werden von der TU Dortmund ausgewertet, die Ergebnisse werden für die Auswahl von drei Pilotorten genutzt. In Workshops mit den älteren Menschen und ihren Angehörigen, Vertretern der örtlichen Vereine, Institutionen sowie interessierten Bürgern soll erarbeitet werden, wie die Angebote und Dienstleistungen geplant und umgesetzt werden können. „So könnte zum Beispiel in einem Ort eine Betreuung stundenweise durch einen Mitarbeiter eines ambulanten Pflegedienstes und einen Ehrenamtlichen angeboten werden. In einem anderen Ort könnte eine Kraft nachts präsent sein, die im Gemeindehaus wacht oder schläft und zu vereinbarten Zeiten Menschen besucht“, sagt Kerstin Leiß. Die Erkenntnisse und Erfahrungen aus den drei Pilotorten werden später im Projektverlauf auf weitere Ortsteile in Olsberg übertragen. „Später sollen die Erkenntnisse aus diesem Projekt eventuell auf weitere Kommunen im Hochsauerlandkreis übertragen werden“, kündigt Regine Clement von der Kreisverwaltung an.

„Das Projekt ‚BoDO‘ passt genau zur strategischen Ausrichtung der Stadt Olsberg“, sagt Bürgermeister Wolfgang Fischer. „Wir haben uns zum Ziel gesetzt, ein möglichst langes selbstbestimmtes Wohnen und Leben zu unterstützen und dazu öffentliche und private Initiativen zu vernetzen.“ Deshalb bezieht „BoDO“ ehrenamtliches Engagement und vorhandene Angebote, zum Beispiel der örtlichen Vereine und Gruppen, in die Planungen ein. So wird schon im ersten Schritt bei der Befragung erhoben, wer sich ehrenamtlich engagieren möchte und ob sich hilfsbedürftige Menschen auch ehrenamtliche Unterstützung vorstellen können oder sogar wünschen.

Wer Fragen zum Projekt oder zur Befragung hat, kann direkt mit Projektleiterin Kerstin Leiß Kontakt aufnehmen. Sie ist erreichbar unter Tel. 02962 800-7779 oder per E-Mail: k.leisse@jovita-fuersleben.de.

Mario Polzer

*Viele ältere Menschen möchten so lange wie möglich im gewohnten Umfeld leben. Doch dafür fehlt derzeit oft die nötige Unterstützung. Das Projekt „BoDO“ soll das in Olsberg ändern.
Fotos: Pedro Citoler*



Die helfenden Hände des SKM

Senioren helfen Senioren mit kleinen Reparaturen beim Projekt „ANTI ROST Dortmund“

Christa Buschmann öffnet die Haustür, Dankbarkeit steht ihr ins Gesicht geschrieben. Denn die 84-Jährige hat ein Problem mit dem Rollladen in ihrem Schlafzimmer. Der klemmt, lässt sich nicht mehr komplett öffnen. An sich wäre das für einen Hobbyhandwerker ein Klacks. Doch Christa Buschmann traut sich die Reparatur nicht zu. Zum Glück hat Michael Kober bei ihr geschellt. Er engagiert sich ehrenamtlich beim Projekt „ANTI ROST Dortmund“ des Kath. Vereins für soziale Dienste in Dortmund (SKM). Im April wurde es mit dem Innovations-Förderpreis der Sozialdienste katholischer Frauen (SkF) und Männer (SKM) im Erzbistum Paderborn ausgezeichnet.

Kleine Reparaturen im Haushalt übernehmen Kober und seine Kollegen. „Wir leisten nur Dienste, die sich für professionelle Handwerker nicht lohnen“, erklärt dazu Alwin Buddenkotte, Geschäftsführer des SKM in Dortmund. Konkurrenz zu etablierten Betrieben wolle man bewusst nicht sein und auch niemandem Aufträge abjagen – ein Konzept, das sogar mit der Handwerkskammer (HWK) abgesprochen ist.

Bei Christa Buschmann ist der gelernte Schlosser Kober schnell im Bilde – trotz Vorführeffekt. Denn natürlich hakt nichts, als Kober dabeisteht. Dennoch: „Ich weiß schon, ist schnell behoben.“ Ein Blick in den Werkzeugkasten, welcher Schrauben-

Mit wenigen Handgriffen richtet der SKM-Mann Michael Kober den Rollladen von Christa Buschmann. Die 84-Jährige ist froh, dass jemand die kleine Reparatur für sie übernimmt.



zieher ist der richtige? Gekonnt dreht der 63-Jährige eine Schraube heraus. „Hinten die Klammer rausmachen, Gurt raus“, erklärt der Handwerker. Christa Buschmann schaut interessiert zu. „Ich habe mich nie um solche Kleinigkeiten im Haushalt gekümmert“, vertraut sie dem SKM-Helfer an.

Warum auch? Ihr Mann war immer zur Stelle. Doch der verstarb vor drei Jahren, die Kinder leben längst weit weg. Natürlich könnte die 84-Jährige einen ihrer Nachbarn fragen. Man kennt sich schließlich, lebt seit Jahrzehnten Tür an Tür. „Die Nachbarn sind auch schon alt. Und die Jungen arbeiten.“ Dazu kommt, dass Christa Buschmann schnell schwindelig wird. Auf eine Leiter steigen, das traut sie sich nicht mehr zu.

Inzwischen ist Michael Kober einen Schritt weiter – und steht vor einem Problem. Der Handwerker wollte eigentlich eine Klam-

mer neu ausrichten, doch jetzt muss er umdenken. „Dann machen wir es anders“, sagt er entschlossen und wendet sich einer Feder zu. Die ist nicht straff genug gespannt – und damit trifft er ins Schwarze. Wenige Handgriffe später funktioniert der Rollladen ohne Probleme. „Das klappt ja wieder gut“, lobt Christa Buschmann nach der Reparatur, die insgesamt keine zehn Minuten gedauert hat. Und sollte es erneut haken – Michael Kober weiß Rat. „Das Band ist sehr lang. Ich werde es dann kürzen.“ Allerdings erst später.

Im Falle des Falles weiß die 84-Jährige jetzt, wohin sie sich wenden muss. Im Katholischen Centrum in der Dortmunder Innenstadt nimmt der SKM Anfragen entgegen. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter bekommen dann den Auftrag und können sich vorbereiten. Ein tropfender Wasserhahn, leere Batterien in der Fernbedienung, eine klappernde Tür, eine defekte Birne in der Deckenlampe – solche kleinen Re-

Konzentriert vor dem Laptop: Margret Lange und Peter Schweißinger sind sich schnell vertraut. Gemeinsam suchen und finden sie eine Lösung für das Computerproblem der Seniorin. Fotos: Wolfgang Maas



*Gut ausgerüstet:
Peter Schweißinger (links)
und Michael Kober
gehören zum „ANTI ROST“-
Team in Dortmund.
Foto: Wolfgang Maas*

paraturen sind möglich. Das kostet dann 5 Euro pauschal plus eventuell anfallende Materialkosten. Die Ehrenamtler bekommen eine Aufwandsentschädigung für die Anfahrt.

Für Michael Kober sind die Reparaturen das eine. Doch neben dem defekten Rollladen hat er auch viel über seine Auftraggeberin erfahren. Einbrecher hatten sich kürzlich an ihrem Schrank zu schaffen gemacht, als sie ihre Kinder besuchte. Kober schüttelt den Kopf, dann sieht er, dass die Seniorin ihre Lehren gezogen hat. Fenster und Türen sind gegen Einbruch gesichert, rund ums Haus sorgen Lampen mit Bewegungsmeldern für Helligkeit. „Die Polizei hat mir gesagt: Vor Licht haben die am meisten Angst“, erklärt die Seniorin. Michael Kober nickt zufrieden.

Peter Schweißinger, ebenfalls im Team von „ANTI ROST Dortmund“, muss heute nicht zu Schraubenzieher oder Hammer greifen. Denn Margret Lange hat ein Problem mit ihrer „Höllmaschine“. Die steht auf dem Küchentisch und entpuppt sich als Laptop. Sie möchte gerne eine Tabelle erstellen, allerdings im Querformat. Das stellt die 75-Jährige vor ein Problem. „Ich habe vor zwei Jahren mal so einen Kurs gemacht“, erzählt sie. Doch die Antwort auf alle Fragen habe sie dadurch nicht erhalten – wie auch, bei solch einer umfangreichen Materie.

Peter Schweißinger setzt sich hinter den tragbaren Computer. „Ist das die Datei?“, fragt er. Nein, Margret Lange surft gerade im Internet. Da wird plötzlich ein Kasten eingeblendet. „Ich weiß gar nicht, was das heißen soll: Jetzt upgraden ...“ Der SKM-Mitarbeiter kann sie beruhigen. Der Virens Scanner möchte sich aktualisieren. „Der passt auf“, erklärt Schweißinger. Er lobt die Seniorin, dass sie nicht schutzlos im Internet unterwegs ist. Die wiederum hat einige Zeitungsartikel über Sicherheit im Internet oder für Smartphones gesammelt. Dass in der digitalen Welt unzählige Fallen lauern, weiß sie ganz genau. Und Peter Schweißinger hat noch einige Tipps im Umgang mit Updates und Virens Scannern parat.

Dann geht es ans eigentliche Problem – das Querformat. Peter Schweißinger muss länger suchen, um das Dokument zu fin-

den. Margret Lange hat es in einem selten verwendeten Programm geschrieben. Der SKM-Mann braucht zwar einen Moment, um sich zurechtzufinden. Doch dann sind es nur wenige Klicks, und schon hat er sein Ziel erreicht. „Wollen Sie sich das vielleicht notieren?“ Die Seniorin tut es gerne. Denn sehr schnell hat sich zwischen den bisher Fremden eine Vertrautheit aufgebaut. Die Seniorin traut sich, alle Fragen ohne Scham zu stellen.

Zwei Beispiele, die das Prinzip zeigen: Manche Senioren brauchen Hilfe, andere können sie leisten. Der SKM hat es sich zur Aufgabe gemacht, beide in Kontakt zu bringen. Tatkräftig unterstützt wird der Verein dabei etwa von den Caritas-Konferenzen. „Wichtige Partner vor Ort“ nennt Geschäftsführer Buddenkotte engagierte Menschen wie beispielsweise Margarete Konieczny aus Dortmund-Marten. Sie hat auch den Kontakt zu Christa Buschmann und Margret Lange hergestellt. Da gerade in Siedlungen, wo überdurchschnittlich viele ältere Menschen leben, häufig Betrüger unterwegs sind, unterstützt Konieczny die SKM-Helfer. Ein vertrautes Gesicht schafft eben Vertrauen. „Ein Problem ist auch: Viele Ältere kommen nicht raus.“ Das mache es schwierig, Nachbarn um Hilfe zu bitten.

Ein Schwerpunkt des Projektes, das in ähnlicher Form bereits in anderen Städten funktioniert, ist zudem der Brandschutz. „Auf Wunsch werden qualitativ hochwertige Rauch- und Thermomelder in den Seniorenwohnungen installiert, die von der Feuerwehr besonders empfohlen werden“, heißt es beim SKM.

Der katholische Verein ist nach wie vor auf der Suche nach weiteren Mitstreitern für „ANTI ROST Dortmund“. Für Michael Kober ist das mehr als nur eine Beschäftigung im Ruhestand. „Man weiß, dass man etwas Gutes getan hat.“ Allein das Leuchten in den Augen seiner Klienten beweise ihm das.

Wolfgang Maas



Philippe de Swoboden
ANTI ROST

Michael Kubel
ANTI ROST

ANTI ROST
Formular zur Dokumentation der Arbeit

ANTI ROST
DORTMUND
Ehrenamtliche Seniorenhilfe
Propsteihof 10, 44137 Dortmund
Tel: 0231 18 48 117
Mail: info@skm-dortmund.de
Web: www.skm-dortmund.de
Eine Initiative des 

Auf dem Weg zum Smart-Hospital

Neue Technologie erleichtert Patienten die Orientierung

Ein Patient in den besten Jahren betritt das Klinikum. Seine Lebenspartnerin hat ihn kurz zuvor während der Rotphase an der Fußgängerampel abgesetzt. Das Krankenhaus ist für ihn nicht unbekannt, denn er war schon bei diversen Voruntersuchungen dort. Er geht an der Rezeption vorbei und findet sich in einem der vielen weißen Gänge wieder. Er schaut nach links und dann nach rechts. Kein Mitarbeiter der Klinik in der Nähe; was eben noch vertraut war, verunsichert ihn: Wo sollte er zuerst hingehen? Station G7? Zusätzliche Sorgen an einem ereignisreichen Tag. Aber: Das Klinikum ist mit der sogenannten Beacon-Technologie ausgestattet.

Nun mag der eine oder andere bei flüchtiger Lektüre an das englische Wort für Speck denken, doch bedeutet das Wort „Beacon“ schlicht Leuchfeuer. Und tatsächlich stellt die Technologie mit den kleinen Funksendern so etwas wie Navigationspunkte nach. An definierten Punkten innerhalb des Gebäudes angebracht, senden die Beacons ein einfaches, eindeutiges Signal. Drei von ihnen erlauben damit die exakte Standortbestimmung. Die Voraussetzungen für die Auswertung der Signale befinden sich dabei schon in den meisten Hosentaschen, denn die den Empfang ermöglichenden Chips sind nicht nur in sämtlichen Geräten aus dem Hause Apple eingebaut, sondern finden sich auch in zahlreichen Android-Geräten. Nötig ist dann lediglich ein entsprechendes Programm, eine App, auf dem Gerät. Sobald sich der Patient mit seinem so präparierten Smartphone einem solchen Sender nähert, erhält er Informationen zu seinem Standort. Dies kann auch ein Lageplan innerhalb eines virtuellen Laufzettels sein.

Neuland über Branchengrenzen hinweg

Die Idee, drei Signale zur Navigation zu nutzen, ist fast so alt wie die Seefahrt. Im Straßenverkehr ist es das GPS, das den

Fahrer durch den Stadt-Dschungel lotst. Neu ist die Navigation in geschlossenen Räumen, in die keine Signale von außen dringen oder wo diese eine unzureichende Genauigkeit bieten. Die Technologie hierzu wurde 2014 fast unbemerkt von Apple vorgestellt und schleicht langsam ins öffentliche Leben; insbesondere im Bereich Marketing werden standortspezifische Dienste angeboten.



Die Signalübertragung erfolgt dabei über „Bluetooth Low Energy“, eine extrem energiesparende Weiterentwicklung des „klassischen“ Bluetooth. Das Smartphone empfängt die Signale, sobald es in Reichweite gelangt, und über eine App werden diese mit den jeweiligen Informationen verknüpft. Anders als bei der sogenannten „Near Field Communication“ (NFC), bei der die Reichweite auf wenige Zentimeter beschränkt ist, kann der Wirkkreis des einzelnen Beacons bis zu 70 Meter betragen, was neue und kostengünstige Formen der Navigation innerhalb komplexer Gebäude erlaubt.



Mitte 2014 kam die Technik in Deutschland an, und zahlreiche Geschäfte in bester Einkaufslage wurden mit den „Leuchtfuern“ ausgerüstet. Händler versprechen sich davon, standortgenaue Werbebotschaften an die Smartphones potenzieller Kunden schicken zu können. „Komm doch zum Kaffee rüber“, kann es beispielsweise in der Münchener City heißen, wenn der Passant zu nah an einem Kaffeeröster vorbeigeht. Kurz vor Jahresende startete dann auch die Lufthansa einen Beacons-Testlauf. Am Flughafen Frankfurt tragen kleine Sender dafür Sorge, dass Passagiere mit der Kranich-App auf ihrem Smartphone zusätzlich standortrelevante Informationen erhalten. Auf dem Smartphone erscheinen etwa Hinweise zur nächsten Lufthansa-Lounge, zum Kundencenter oder über die geschätzte Wartezeit bei den Sicherheitskontrollen.

Und schließlich absolvierte im Januar 2015 die Beacons-Technologie im St.-Marien-



Krankenhaus Siegen mit „MarienPath“ ihren ersten Einsatz. Das Krankenhaus, das bereits 2009 die erste App eines Krankenhauses in Deutschland realisierte, ist damit ein weiteres Mal Pionier. Bei der entwickelten Lösung wertet eine App den aktuellen Standort aus und verknüpft Informationen zum Standort mit denen zum Aufenthalt und zu Service-Informationen. Im Frühjahr erfolgte dann der „Rollout“ bei den standardmäßig vorgehaltenen Klinik-Apps. Angedacht ist auch eine spielerische App für die circa 16 000 Läufer der Siegerländer Firmen- und Schülerläufe.

Beacons im Krankenhaus

Der Einsatz im Krankenhaus ist nicht kompliziert: Ein Beacon-Sender kann leicht an einem bestimmten Ort platziert werden; im St.-Marien-Krankenhaus Siegen wurden für den Testbetrieb von „MarienPath“ die Sender im Foyer, in Funktionsbereichen und auf den Stationen angebracht. Danach wurde eine App entwickelt, die das empfangene Signal einer spezifischen Information zuordnet – einzelne Beacons-Anbieter ermöglichen es sogar, einen „Programm-Schnipsel“ in bestehende Apps zu integrieren, was einen geringen Entwicklungsaufwand bedeutet. Der Nutzer muss schließlich an seinem Smartphone

nur noch Bluetooth einschalten und sich die dazugehörige App des Krankenhauses herunterladen.

Nähert der Patient sich nun dem Beacon, erhält er auch schon die spezifische Nachricht. Auch eine automatische Navigation durch die Klinik ist denkbar. Schließlich muss auch an den Datenschutz gedacht werden: Ein Beacon erfasst nichts, es sammelt auch keine Daten, sondern ist nichts anderes als ein schlichter Sender, der den umgebenden Geräten sagt: „Ich bin hier.“ Es ließen sich sogar Anwendungen auf mobilen Geräten sperren, wenn diese den Bereich der Signalquelle verlassen, was eine weitere Anwendungsmöglichkeit eröffnet.

Beachtet werden muss bei den zu entwickelnden Services, dass der Patient nicht ein Zuviel an Informationen erhält. So könnten natürlich auch die Möglichkeiten des „Location Based Marketing“ überreizt und der Patient mit Push-Nachrichten überschüttet werden. Ihm sollten deshalb nur Nachrichten angezeigt werden, die für seine spezifische Situation nützlich sind. Das heißt, dass die App spezifisch entwickelt werden muss, um das Signal für ihn zielführend auszuwerten. Eine Applikation für die Orthopädie sollte eben nicht

Informationen für einen Patienten abgeben, die für eine Patientin in der Gynäkologie sinnvoll wären. Auch muss das Informationsverhalten vorher komplett abgeklopft werden: Ein App-basiertes Angebot adressiert ein eher technikaffines Publikum. So kann eine Lösung, die bei jungen Eltern als freundliche Geste des Krankenhauses verstanden wird, bei älteren Semestern – sofern diese überhaupt wahrgenommen wird – als unangenehm oder gar bedrohlich empfunden werden. Für den Erfolg der Technologie ist es also elementar notwendig, eine Lösung zu entwickeln, die dem Nutzer einen Mehrwert bietet und ihn nicht stört. Um überhaupt heruntergeladen zu werden und später nicht direkt auf den „App-Friedhof“ zu gelangen, sind demnach auch weitere nutzenstiftende Komponenten einzubauen.

Schlussbemerkung

Sicher ist, dass Protagonisten wie Apple die Spielregeln in der Vergangenheit oft unvermittelt geändert haben; die „Smarte Brille“ ist ebenso schnell in der Versenkung verschwunden wie viele weitere attraktiv erscheinende Anwendungen. Genauso sicher ist aber auch, dass es sich bei den smarten Anwendungen um den wohl größten Technik-Wachstumsmarkt der Zukunft handelt. Krankenhäuser dürfen sich dem nicht verschließen und sollten probierfreudig sein. Ein erfolgreiches Unternehmen ist innovativ. Schließlich werden auf dem Weg zum Smart-Hospital bald Anwendungen etabliert sein, die mit Social-Media-Angeboten und weiteren Elementen verknüpft sind. In dem Eingangsfall heißt es dann: „Sie befinden sich im Funktionsbereich. Sie werden auf Station G7 zur Aufnahme erwartet. Nutzen Sie dafür bitte den Aufzug rechts und fahren Sie auf Ebene 7.“

Dr. Christian Stoffers

Links *Diese kleinen Funk-sender, sogenannte Beacons, sorgen via App auf dem Handy für Orientierung.*

Rechts *Im St.-Marien-Krankenhaus Siegen mit 441 Betten können sich Patienten mittels einer App auf ihrem Handy orientieren. Fotos: St.-Marien-Krankenhaus Siegen*



Die Teilzeitauszubildende Jessica Teichreb berät eine Kundin bei der Auswahl eines Armbandes. Foto: Wagener



Kind und Karriere – eine doppelte Verantwortung

IN VIA Paderborn hilft alleinerziehenden Eltern bei der Suche nach einem passenden Ausbildungsplatz

Ein Kind allein bedeutet große Verantwortung. Vor allem junge Menschen spüren dies, wenn sie früh ein Kind bekommen. Wenn sie zusätzlich noch keine Ausbildung abschließen konnten, steht ihnen ein schwieriger Weg bevor. Im Kreis Paderborn hilft IN VIA Paderborn jungen Eltern, einen Ausbildungsplatz zu bekommen, der für sie passt und ihnen gleichzeitig genug Zeit für ihr Kind gibt. Finanziert wird die Maßnahme „TEP – Teilzeitberufsausbildung – Einstieg begleiten – Perspektiven öffnen“ mit Mitteln des Europäischen Sozialfonds und des Landes Nordrhein-Westfalen.

Jessika Teichreb ist eine der Auszubildenden. Mit 19 Jahren wurde sie Mutter und suchte einen Ausbildungsplatz. Eine Freundin machte sie auf Brigitte Mersch aufmerksam, die bei IN VIA Paderborn für die Fachberatung für Teilzeitausbildung verantwortlich ist. Nach ersten Gesprächen, in denen es auch immer um Möglichkeiten der Versorgung des Kindes ging, sprach Brigitte Mersch Matthias Wirz an, der im Paderborner Südring-Center ein Juweliergeschäft unterhält, ob er eine weitere Auszubildende brauchen könne. „Ich hatte gerade eine Mitarbeiterin in Schwangerschaftspause“, erzählt er. „Es passte perfekt.“ Matthias Wirz beteiligt sich bereits seit einigen Jahren am Projekt der Teilzeitauszubildenden. Für ihn ist es eine Möglichkeit, der zurückgehenden Zahl an Bewerbungen im Einzelhandel zu begegnen. „Wir müssen neue Wege gehen“, sagt Wirz.

Die meist jungen Frauen, die von IN VIA begleitet würden, seien oft besonders motiviert, da dieser Ausbildungsplatz meist ihre „einzige Chance“ sei, erklärt Brigitte Mersch. „Die jungen Eltern wissen, dass sie eine Verantwortung für sich und ihr Kind haben, daher haben sie eine gute Voreinstellung zu ihrer Ausbildung.“ Bevor Brigitte Mersch die Bewerber an einen Betrieb vermittelt, führt sie jedoch lange Ge-

spräche, um den idealen Ausbildungsplatz finden zu können. Gründlichkeit geht vor, meint sie. Denn: „Es macht keinen Sinn, wenn alles den Bach runtergeht.“ Im Fall von Jessika Teichreb hatte sie sehr schnell den Platz bei Matthias Wirz gefunden. Ihre Schulnoten waren gut, und nachdem Jessika Teichreb eine Woche Probe gearbeitet hatte, war der Juwelier überzeugt: „Man hat einfach gemerkt, dass es passt. Sie ist ein Rohdiamant.“

IN VIA leitet als Fachverband der Caritas das Projekt im Kreis Paderborn. Brigitte Mersch betreut etwa zehn bis zwölf Interessierte an einer Teilzeitausbildung im Jahr und arbeitet dabei mit Boris Voss von der Regionalagentur OWL zusammen. NRW-weit werden von der Landesregierung 540 Ausbildungsstellen auf diese Art und Weise gefördert.

Auch wenn eine Ausbildung nicht nach Plan verläuft, hilft IN VIA weiter. Sowohl die Ausbilder als auch die Auszubildenden können sich jederzeit bei Brigitte Mersch melden und um Rat oder nach einer Vermittlung fragen. Dieses Angebot besteht sowohl im Vorfeld wie auch während der Ausbildung. Denn nicht aus jeder Bewerbung wird eine Teilzeitausbildungsstelle – trotz Vermittlung von Brigitte Mersch. So kann es vorkommen, dass manche Interessierte bis zu zwei Jahre benötigen, um erfolgreich eine Teilzeitausbildung beginnen zu können. Doch auch diese Situation habe ihr Gutes, erklärt sie. Die Frauen erhalten schließlich immer eine Rückmeldung und können „ihre Kompetenzen so weiter ausbauen“. Unternehmen, die zum ersten Mal in Teilzeit ausbilden, haben viele Fragen zur Durchführung dieser Ausbildungsform. Unternehmen müssten erst eine „Bereitschaft entwickeln“ für diese Art der Ausbildung, erklärt Brigitte Mersch. Schließlich sind die Auszubildenden weniger Stunden am Tag im Betrieb. Fragen zur Kinderbetreuung, etwa bei Krankheit, stehen dabei nicht selten im Vordergrund. Dieser



*Arbeiten eng zusammen, um jungen Eltern die Chance auf eine Ausbildung zu geben (von links): Brigitte Mersch (IN VIA), Boris Voss (Regionalagentur OWL), Juwelier Matthias Wirz und Jessika Teichreb.
Foto: Wagener*

Aspekt spielt in der Vorbereitung auf eine Teilzeitausbildung eine zentrale Rolle und wird umfassend mit den Frauen thematisiert. Erst wenn eine stabile Kinderbetreuung vorhanden ist, kann der Übergang in eine Teilzeitausbildung erfolgen.

Matthias Wirz betont, „dass man ja keine Auszubildende zweiter Klasse bekommt“. Jessika Teichreb, die vierte Teilzeitauszubildende des Juweliers, zeige wie alle ihre Vorgängerinnen viel Motivation und Lernbereitschaft. Trotzdem erfordere das Leben als alleinerziehende Mutter mit einer Teilzeitausbildung „viel Planung“, berichtet die junge Mutter. Ihr Kind hat zurzeit einen Kita-Platz und wird dort tagsüber versorgt. In den Randzeiten kann sie auf die Unterstützung durch ihre Eltern zurückgreifen. Weil sie die Ausbildung erst verspätet am 1. Februar 2015 beginnen konnte, beträgt ihre Ausbildungszeit nur zweieinhalb Jahre. Der Abschluss, welchen die Teilzeitauszubildenden erlangen, ist jedoch derselbe wie der bei einer Ausbildung in Vollzeit. Der Leistungsdruck wiegt also schwer, da sie die gleiche Arbeit

in weniger Zeit bewältigen müssen. „Wenn mein Kind in der Kita ist, kann ich mich voll auf die Arbeit konzentrieren, und es macht mir Spaß“, sagt Jessika Teichreb.

Aber nicht bei allen Teilzeitauszubildenden läuft alles immer so glatt. So habe es zum Beispiel auch Fälle gegeben, wo sprachliche Defizite bestanden hätten, die die Ausbildung erschwert hätten, berichtet Mersch. Vor allem bei Schwierigkeiten sei intensive Betreuung gefragt. Schließlich habe sich IN VIA zum Ziel gesetzt, einen passenden Ausbildungsplatz zu finden, der dann auch nicht wieder abgebrochen werde. „Nicht schnell, sondern gründlich“, sei dabei die Devise, so Mersch.

Insgesamt habe das Projekt von IN VIA Paderborn viele Vorteile, betont Matthias Wirz. Sowohl für Unternehmen wie auch vor allem für die Auszubildenden, welchen in Zeiten der Ratlosigkeit geholfen werde. „Das ist eine gute Sache“, ist er überzeugt.

Niklas Wagener

Als Armutskundschafter vor Ort

Ehrenamtliche der Caritas-Konferenzen im Erzbistum Paderborn sind den Nöten der Menschen auf der Spur

„Geht und erkundet das Land“ – dieser Vers aus dem Alten Testament (Josua 2,1) lädt ein, immer wieder hinauszugehen, den Blick zu weiten und Kundschafter für soziale Notlagen zu werden. Das Projekt Armutskundschafter der Caritas-Konferenzen im Erzbistum Paderborn e. V. qualifiziert und begleitet ehrenamtliche Mitarbeiter in diesem christlichen Auftrag. Mit den neuen Pastoralen Räumen im Erzbistum entstehen neue Chancen der Vernetzung und Kooperation. Zugleich

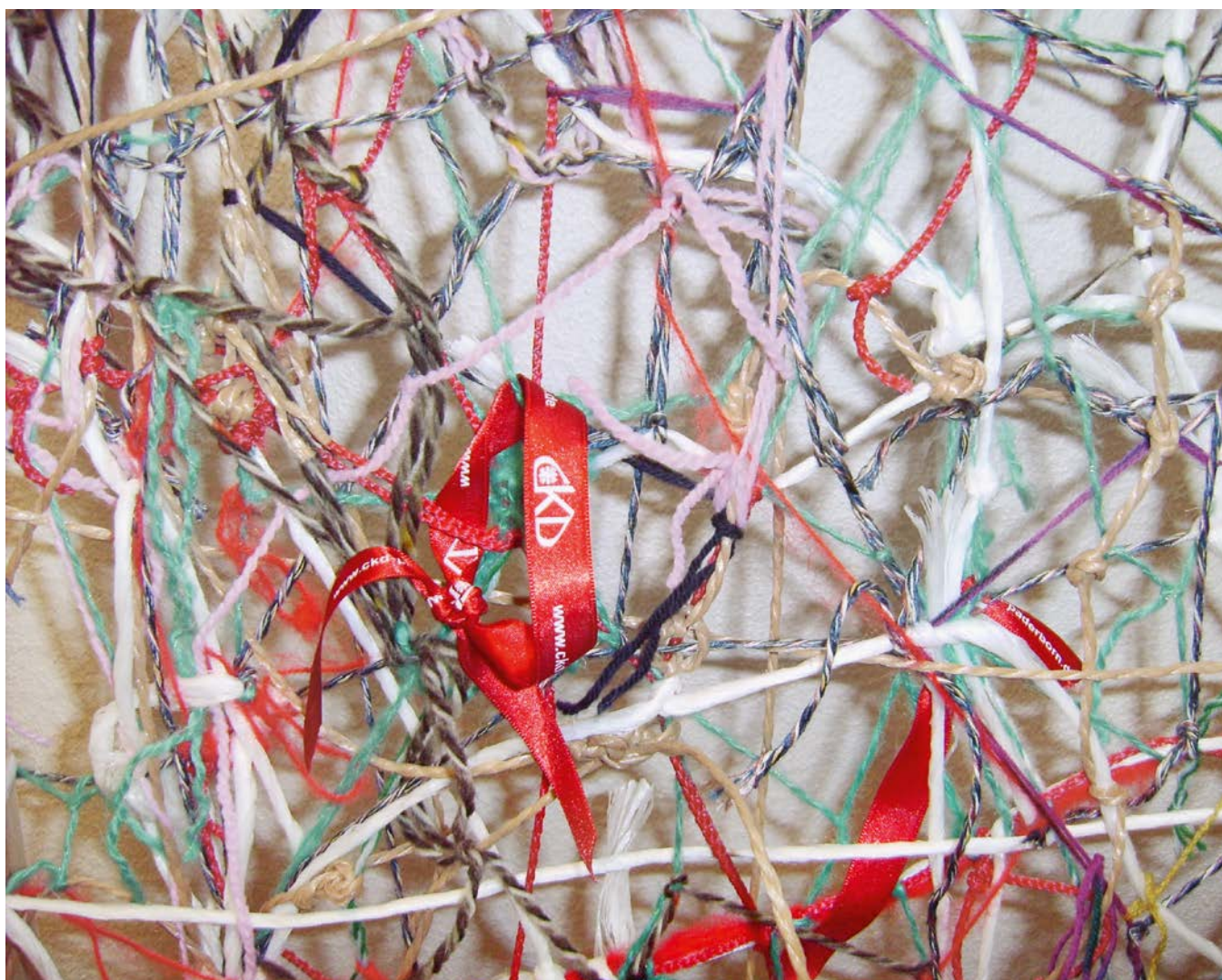
fordern die pastoralen Großräume dazu auf, „weiter zu sehen und weiter zu gehen“. Sie bieten Anlass, Armut im Pastoralen Raum neu in den Blick zu nehmen. Für die Caritas-Konferenzen ist es wichtig, immer wieder neue Antworten auf die Frage zu finden, wie Menschen in schwierigen Lebenssituationen im Pastoralen Raum oder vor Ort unterstützt werden können.

Unter dem Leitwort „Not sehen und handeln – weiter sehen und weiter gehen!“

möchte das Projekt die ehrenamtlichen Mitarbeiter der Caritas-Konferenzen dazu einladen.

Theologischer Hintergrund des Projektes

Im Hintergrund des Projektes steht die (Heraus-)Forderung von Papst Franziskus, „Kirche an den Rändern der Gesellschaft“ zu sein. Dabei existiert die herausfordernde Ausgangslage, dass sich Armuts-lagen in einem stetigen Wandel befinden



Ein enges Netz knüpfen die Caritas-Konferenzen im Erzbistum Paderborn. Foto: CKD



Caro
im Kreis...

...den
KD
Caritas-Kommunikation

und darüber hinaus nicht immer öffentlich sichtbar sind. Armut hat nicht nur viele Gesichter, sondern ist zugleich ein sehr schambesetztes Thema. Der demografische Wandel als zentrales Zukunftsthema unserer Gesellschaft bringt hier u. a. solche sich wandelnden Herausforderungen mit, wobei Mobilitätsarmut, soziale Armut und Altersarmut nur Schlaglichter sind. Deshalb ergibt sich für die Kirche und ihr caritatives Wirken in unserer Gesellschaft die Notwendigkeit, „den Rand der Gesellschaft“ stetig neu in den Blick zu nehmen, denn „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“, wie es in „Gaudium et spes“ heißt. Der zweite Satz dieser Pastoralkonstitution ist dabei von ebenso gewichtiger Bedeutung: „Es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“

Es sollte uns also nicht darum gehen, den Resonanzboden ausschließlich bei den anderen zu suchen, dass unsere christliche Botschaft auch in den Herzen der Menschen ankommen möge. Vielmehr sollen die Nöte, Fragen und Sehnsüchte, kurzum die Lebenssituationen der Menschen von heute, Resonanz (Widerhall) finden in unseren Herzen, in den Herzen der Jünger Christi, wie Bischof Franz-Josef Bode schreibt. „Wenn Kirche zu sich finden will, muss sie zu den Menschen finden.“ Somit ist der theologische Ort der Kirche der Mensch am Rande der Gesellschaft. In diesem Sinne werden Armutskundschafter immer auch Botschafter sein! Und dies gleich in mehrfacher Weise: Als Botschafter sind die Ehrenamtlichen Sprachrohr in Kirche und Gesellschaft und verleihen den Anliegen und Bedürfnisse von Armut betroffener Menschen eine Stimme. Als Botschafter tragen die Ehrenamtlichen der Caritas-Konferenzen aber auch zu einer Weiterentwicklung der Angebote der CKD vor Ort bei und helfen, die Zeichen der Zeit zu erkennen und zu handeln. Ehrenamtliche werden durch ihr Engagement

zu Botschaftern eines lebendigen Evangeliums. Sie verkünden SEINE Botschaft in Wort und Tat.

Das Projekt

Das Projekt Armutskundschafter bietet Ausbildung und Begleitung in dieser herausfordernden Aufgabe. In der Ausbildung, die bisher schon einmal am Möhnesee stattfand, geht es um Aneignung, Austausch und Auseinandersetzung mit dieser Thematik. Es geht in der Ausbildung zum einen darum, sich mit dem Thema Armut intensiver auseinanderzusetzen und diesbezüglich für die verschiedenen Dimensionen und Gesichter der Armut zu sensibilisieren. Zum anderen schafft die Ausbildung einen Rahmen, sich als Ehrenamtlicher selbst kritisch mit dem eigenen Engagement und mit Begegnungsformen am Rande der Gesellschaft auseinanderzusetzen. In der Heilung eines Blinden bei Jericho (Mk 10,46-52) fragt Jesus den Blinden: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ (Mk 10,51). Jesus gibt nicht vor, was der Mensch braucht. Er weiß nicht schon, was gut ist für sein Gegenüber, sondern Jesus fragt den Menschen und begegnet dem Menschen auf Augenhöhe. So vielfältig die Menschen sind, so vielfältig müssen somit auch die Unterstützungsangebote sein. Einige wünschen sich punktuelle Hilfe, andere feste Unterstützungsangebote, und eine Vielzahl könnte sich auch eine Zusammenarbeit vorstellen. Wie diese Zusammenarbeit gelingen kann, wie Begegnung auf Augenhöhe gelingen kann, wie „blinde Flecken“ in der Angebotsstruktur sichtbar werden können und wie möglicherweise neue Begegnungsformen insbesondere in Kooperation mit Betroffenen entwickelt werden können, ist Inhalt dieser Ausbildung. Dabei werden von der Sozialraumanalyse bis hin zur Projektentwicklung Hilfestellungen und Methoden vermittelt. Eine Arbeitshilfe zum Projekt ermöglicht hier noch einmal eine weitere Auseinandersetzung und Vertiefung.

Petra Böing
Projektreferentin

Besuche bei Senioren, Kranken oder Menschen in besonderen Lebenslagen gehören zu den klassischen Einsatzgebieten von Ehrenamtlichen der Caritas-Konferenzen im Erzbistum Paderborn. Der enge Kontakt zu den Menschen vor Ort ermöglicht es den Ehrenamtlichen, „Armutskundschafter“ zu sein. Foto: Sauer

Caritasverband
für das Erzbistum
Paderborn e.V.

